

reichs durch den Malerdichter farbige Gestalt wurden.

Fechners Verdienst ist es, diese im Roman verwobenen rechts- und staatsphilosophischen Ideen herausgearbeitet zu haben. Für alle, auch für Nichtjuristen und Nichtphilosophen, bietet das Büchlein Fechner in seinem feinen Stil Einführung und Wegweisung in die heutige und überzeitliche Problematik des Rechts- und Staatsdenkens.

K. Michel S.J.

Stilkunde der deutschen Dichtung. Von Artur Kutscher. Besonderer Teil: Lyrik, Epik, Dramatik. (396 S.) Bremen-Horn 1952, Walter-Dorn-Verlag. Gln. DM 15,—.

Dem vor einem Jahre erschienenen ersten, allgemeinen Teil seiner *Stilkunde* der deutschen Dichtung (siehe diese Zeitschrift Februar 1952) läßt Artur Kutscher nunmehr den zweiten, besonderen Teil folgen. Er betrachtet hier die einzelnen Dichtungsgattungen Lyrik, Epik, Dramatik — Grenzerscheinungen sind einbezogen — und schließt damit das gesamte Werk ab. Kutscher belegt seine stilkundlichen Ausführungen zu ihrer Erprobung und Bekräftigung stets mit geschichtlichen Überblicken und Hinweisen auf einzelne dichterische Werke. Wohl kommen, wie nicht anders möglich, bei der Auswahl dieser Werke und bei der Einschätzung ihres Wertes als Beweismittel subjektive Momente zur Wirkung, doch vermeidet Kutscher bewußt jede eigentliche literarische Betrachtung, so daß Objektivität und strenge Wissenschaftlichkeit weitgehend gewahrt bleiben. Selbstverständlich sind die Dichtungsarten dauernd einer lebendigen Fortentwicklung unterworfen, einer Mischung, Überschneidung und Überschichtung. Auch dies kommt in Kutschers Darstellung voll zur Geltung, wie überhaupt die Klarheit seiner Sichtung auf diesem so oft betretenen, nie aber zu Ende gegangenen Wege beinahe die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, übersehen läßt und das Werk zu einer streng wissenschaftlichen Grundlage für alle weiteren stilkundlichen Bestrebungen macht. W. Michalitschke

Europäische Dichterprofile. 2. Reihe 9—16. Von Adolf von Grolmann. (124 S.) Düsseldorf 1948, Bastion-Verlag.

Die erste Reihe seiner kurzen Dichterzeichnungen (vgl. diese Zeitschrift Bd. 143 [1948] S. 74) führt v. Grolmann mit einer zweiten Folge fort, in der er J. Peter Jacobson, Paul Claudel, Rainer Maria Rilke, Lord Byron, Dmitri Mereshkowsky, Theodor Hackker, Jeremias Gotthelf, Franz Grillparzer vorstellt. Jeweils steht ein Hauptwerk im Vordergrund der Betrachtung, die das Wesenhafte des Dichters und seiner Verkündigung zu erfassen sucht. Der Abdruck der Rundfunkvorträge ist verdienstlich. Manche Eigenwilligkeiten wird man gern in Kauf

nehmen, manche überspitzte Formulierungen, die dem Hörer das oft Schwierige und Tiefe des Inhalts leichter eingängig machen sollen, übersehen. Denn immer handelt es sich um Gegenstände, die zur Bildung des Menschen wesentlich gehören. Daß auch das Religiöse einen Großteil der Betrachtung ausmacht, ist bei Dichterdarstellungen neu, aber darum nicht weniger willkommen, selbst wenn man einzelne Urteile, z. B. die Unterscheidung vom johanneischen und paulinischen Christentum bei Claudel und Gotthelf, für nicht genügend begründet hält. Besonders Dank wissen wir dem Verfasser, daß er das Werk Theodor Haeckers, Vergil, Vater des Abendlandes, behandelt und unserer Gegenwart als Leitbild vorgestellt hat.

H. Becher S.J.

Romane

Am lebendigen Wasser. Von Georg Munk. (655 S.) Wiesbaden 1952, Inselverlag. Geb. DM 19,50.

Dieses Werk, gezeichnet mit einem männlichen Pseudonym, geschaffen von einer bis dahin nicht sehr weit bekannten Dichterin, trägt in sich eine ungewöhnliche, faszinierende Souveränität eines höchst eigenmächtigen, der lauten literarischen Gegenwart gleichsam entbundenen, dichterischen Geistes. Wäre dieser Roman vor dem ersten Weltkrieg erschienen, man hätte in ihm ohne Zweifel eine kostbare, herbstreife Frucht der erzählenden Muse des 19. Jahrhunderts gesehen und den Verfasser ohne Bedenken in die Reihe unserer großen Erzähler vor dem in Thomas Mann beginnenden Einbruch der modernen Dekadenz-Dichtung gestellt. Und noch mehr: man hätte wohl in diesem Roman das längst erwartete Gegenstück zum deutschen Entwicklungsroman des 19. Jahrhunderts erkannt, und neben Wilhelm Meister, den Grünen Heinrich und andere mehr, hätte man getrost nun Anna Gysbrecht, die Heldin dieses Romans reihen können.

Eine bayerische Kreisstadt (Regensburg?), darin das reiche Elternhaus, dann das noch mehr geliebte „Stromhaus“, das großmütterliche Landgut, am Ufer der strömenden Donau, ist Annas Wiegenland; „an lebendigen Wassern“ auch noch in einem tieferen, übertragenen Sinn vollzieht sich ihre kindlich-seelische Entwicklung: Dies Kind lebt vom ersten Erwachen an — seltsam isoliert und innerlich abgestellt — gleichsam am Ufer eines machtvollen, von reichen, hellen und dunklen Lebensmächten wogenden Geschlechterstromes auf. Jeder neue Wellenschlag des Familien- und Verwandtenkreises ruft und lockt geheimnisvoll ihr eigenständiges und selbstmächtiges Inneres ins Werden und Wachsen. Der ihr lange ungeklärte Selbstmord des Vaters reißt tiefe, dunkle Ahnungen in der Kinderseele auf, das lei-

dende, verhaltene Wesen der Mutter in ihrer kühlen Distanz zum Kinde verstärkt den Zug zum wachsenden, mädchenhaften Selbst, die warme, bergende Großmütterlichkeit der Herrin des „Stromhauses“ legt die nötige schützende Hülle um ein spannendes Entwicklungsgeschehen. Todesfälle und Hochzeiten, Entwicklungskrankheiten, Klosterschule, eine kurzfristige Mädchenfreundschaft, dunkle erahnbare Naturmächte in alten Hofsagen, in Flußmärchen und Gespenstergeschichten lebendig, das alles muß von diesem Kinde bewältigt werden, das sich bald daran gewöhnte, „Dinge und Begegnungen stumm und bloß mit den Augen zu befragen“. Im Hause einer Münchner Freundin der Mutter, am Rande des Englischen Gartens, inmitten einer ausgesucht gepflegten Bürgerlichkeit und Geistigkeit, umwoben von der heiterguten Lebenskunst dieser Residenzstadt der Vorkriegszeit, betreut und befruchtet von dem fraulich-mütterlichen Genius der Hausherrin, reift Anna dem Manne zu, der, kaum ein Jahr der ihrige, gerade durch seine geheimnisvolle Verschollenheit als Altertumsforscher, ihr ganzes Leben zu einem wachsenden Denkmal von Frauentreue und -hingabe formt. Der Entwicklungsgang ihres Sohnes Georg, des lebendigen Vermögens ihres Mannes, überzieht nun das Leben dieser Frau Jahr für Jahr deutlicher mit der lastenden Tragik der seelischen Abwanderung des Sohnes von der Mutter. Mitten in dieser Prüfung, ohne Lösung, bricht der Roman — für das Gefühl des Lesers vorzeitig — ab; wohl in Vordeutung einer weiteren Erzählungsfolge.

Das Werk scheint uns die bis jetzt erste und einzige dichterisch gültige Antwort auf alle „antibürgerliche“ Dichtung des 20. Jahrhunderts; ein echtes dichterisches Zeugnis gegen alle Literatur, die „Bürgertum“ nur noch als „Dekadenz“ erkennt und zeichnet. In ihm stehen wir vor auserlesener Bürgerlichkeit noch wie „an lebendigen Wassern“. Alle Lebensspannung, alle Tragik, Schuld und Zwist scheinen in ihm wie durch eine hintergründige Kraft, durch eine Art, „sanftes Gesetz“ (Stifter) irgendwie im Ausgleich gehalten. Eine wohlthuende, einfangende Ruhe strahlt aus diesen Hintergründen durch die Geschehnisse des Romans dem Leser zu. Man hat nach dem Lesen das Verlangen, bei den hohen Lebensmeisterinnen: Der Muracher Großmutter, bei Anna Gysbert und Sophie Renner wohnhaft zu werden. Diese Menschen haben Kraft, Sinn und Ausdauer zu hoher Selbstbestimmung und Selbstführung ihres Lebens aus innerer Freiheit heraus. Fast wie von Goethescher Prägung mutet Frau Sophie an, „eine Gestalt von so seltener Vollkommenheit, als sei sie in einer Nacht vom Giebelfeld eines verschollenen Griechentempels niedergestiegen“, die „ihre Erscheinung hegte wie ein fremdes Kunstwerk, erkennend und herausholend. Doch erschien

Gewand und Bewegung wie ungewollt, und nie nahm die Pflege ihrer Person einen erheblichen Raum in ihrem Tagesablauf ein.“ Wir verlieren bei einer nur ein wenig gedulden — und damit dem Werke angemessenen — Lektüre ein gut Stück unseres getriebenen und gehetzten Daseins.

Ein verspätetes Werk? Nicht doch! Sondern ein Brunnen noch „lebendigen Wassers“, der — wenn auch wirklich nicht gerade herausfordernd spürbar — doch auch von den diskret überdeckten Quellen katholischer Lebensführung gespeist ist. Ungewöhnlich überrascht ist man von der herrlichen „Fassung“ dieses Brunnens, von der dichterischen Sprache dieses Werkes. Wer nur zwei Seiten davon liest, könnte meinen, es habe in der Geschichte des deutschen Sprachkunstwerkes weder Naturalismus, noch Expressionismus, noch zwei Weltkriege, noch den seltsamen Wust der Nachkriegszeiten gegeben; ja der könnte fast meinen, all dies sei gar nicht so notwendig gewesen. Sicher aber weiß er, daß hier eine kundige Hand die deutsche Prosa wieder auf gute, verheißungsvolle Wege geführt hat.

J. Wiedenmann S.J.

Links, wo das Herz ist. Von Leonhard Frank. (259 S.) München 1952, Nymphenburger Verlagshandlung. Geb. DM 11,80.

Über Leonhard Franks Gestalt und Leben sind wie über sein inzwischen weitergewachsenes Werk genau 20 Jahre des Verschweigens und Vergessens in Deutschland hinweggezogen. Im Herbst 1932 erschien sein Arbeitslosenroman „Von Drei Millionen Drei“. Dann geht Frank in die Emigration und als Dichter für sein Volk verloren. Eine halbe Generation weiß nichts mehr von ihm. Im Herbst 1952 führt er als Siebzigjähriger mit dem Lebensroman „Links wo das Herz ist“ sich selber wie sein ganzes geschlossenes dichterisches Werk wie einen reifen, goldenen Erntewagen heim ins Land seiner Sprache. Er sprang 1945 mit seinem im Ausland geschriebenen Werken nicht aus dem Packwagen der Alliierten, er kam scheu und sehr verhalten erst 1950 wieder nach Europa und Deutschland zurück und lebt seitdem in München.

L. Frank ist, das sei vorweg gesagt, geblieben was er immer war, der Dichter eines merkwürdig standfesten, manchmal etwas aufdringlichen, im letzten aber unbestimmten sozialistischen Vitalismus oder — Materialismus. Man kann es nicht übersehen: gerade „links, wo das Herz ist“ biebt bei L. Frank eine bedenkliche Lücke, heute noch spürbarer als vor 20 Jahren; doch darüber nachher! „Links, wo das Herz ist“ lag gewiß immer schon die wohlthuende Kraft des zum gültigen Dichter der Zeit aufsteigenden Würzburger Handwerkersohnes L. Frank; das hat auch seinen ersten Roman „Die Räuberbande“ und später „Das Ochsenfurter